Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 19. Januar | 1922 / Nr. 16

Das Filmkind.

Von

Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Als die kleine Marietta sechs Monate alt war, stand ihr Name schon in dem Notizbuch des Regisseurs der Occident-Filmgesellschaft: Ein Baby, zwanzig Mark.

Sie wußte nichts davon, daß sie eine Rolle spielte und welche wichtige Rolle das war; man nahm sie an einem trüben Herbsttag aus ihrem warmen Bettchen, wickelte sie in einen langen Schal, steckte sie in ein dickes Federkissen, daß sie nichts hörte und sah, und dann spürte sie frische Luft und hörte Wagenrollen und Stimmen. Sie verhielt sich mäuschenstill, denn Marietta war ein kluges Kind, aber auch wenn sie geschrien hätte, man hätte sie vor Lärm nicht gehört, und das Kissen war sehr dick. Der Himmel war grau, und dunkle kleine Wolken zogen eiligst darüber hin, wie eine Schafherde, vom Hirt heimwärts getrieben. Das alles konnte zwar das Filmkind nicht sehen, aber es sah es später auf den Photographien, die von diesen Aufnahmen gemacht wurden. Es war ziemlich kalt und windig, die Autorin hatte den stürmischen Herbsttag vorgeschrieben, und man befand sich draußen vor der Stadt auf freiem Feld, wo die Schrebergärten aufhörten. Es war zwar eine Pappelallee vorgeschrieben, zwischen der die junge Mutter, an hohen Parkmauern entlang, ihr Neugeborenes im Arm, schwankte; die hohen Mauern hatte sich der Regisseur geschenkt. Pappelalleen gab es in Lothringen, aber man konnte nicht wegen einer Pappelallee nach Lothringen reisen. Es taten's auch Akazienbäumchen, zwischen denen nun Marietta durchgetragen wurde von der Dame, die die Rolle der Mutter gab. Es war eine Choristin aus dem Apollo, die Rolle war kurz und durfte nicht zuviel kosten, und deshalb hatte der Operateur auch keinen neuen Rohfilm mitgenommen. Das Neugeborene war zwar schon ein kräftiges Kind, aber das sah man ja nicht unter dem Tuch, es zappelte jedenfalls, und das genügte dem Regisseur. „Halten Sie doch das Kind nicht so schief!" schrie er die Apollodame an, die ihm durch den Wind entgegenwankte. Der Operateur fluchte, denn immer, wenn er gerade loskurbeln wollte, riß ihm der Wind den Hut vom Kopf, und man mußte hinterherlaufen. Es war das Vorspiel zu einem großen Sittendrama, und dahinein gehörte das Kind.

Die Apollodame stellte die Mutter der Diva dar, die später aus dem Kind entstand, natürlich konnte man nicht so lange warten, und so filmten Mutter und Diva und das Kind an demselben Tag in demselben Stück. Als die verschleierte Dame endlich das gesuchte Haus gefunden hatte und das Kind auf die Schwelle legen wollte — „Mehr um sich schauen, Fräulein Else! Mehr Agitation, mehr Furcht! Herrjeh, Sie haben doch kein Brot im Arm! Und treten Sie nie in eine Pfütze, das macht sich nicht gut auf dem Bild . . . wir gehen ja heut kein Lustspiel!" . . . also gerade, als das Kind niedergelegt wurde, war Herrn Kunze der Rohfilm ausgegangen. Zum Donnerwetter, daß ihm das immer passieren mußte! Der Laufjunge warf seine mageren Beine, um die an dem Feld vorüberjagende Straßenbahn zu erreichen; das freie Feld stellte zwar eine Wildnis dar, in der keine Straßenbahnen vorkamen, aber die sah man ja nicht auf dem Bilde. Man mußte also warten, auf freiem Feld, während sich die Herren die Hüte festhielten; die Apollodame, die nur leichte Kleidung trug — eine zerfetzte seidene Bluse war vorgeschrieben, nieste unaufhörlich, und das Kind erkältete sich.

Bis der Junge mit dem neuen Rohfilm ankam, hatte Marietta den Schnupfen, und ihre Mama wollte ihr Kind nicht wieder hergeben, als es seine zweite Rolle spielen sollte. Diesmal in einem Detektivstück, wo es einem Baron geraubt wurde.

„Nee, in sowas macht meine Kleene nich mehr mit, dafor is se mir zu jut," sagte die dicke blonde Frau Salzmann, die am Plättbrett stand und ihr Kind vor dem Regisseur beschützte. Denn erstens hatte sie das nicht nötig, zweitens tat sie es nur, weil der Regisseur „bei sie" wohnte, und drittens, weil sie zwanzig Mark dafür bekam. Aber der Regisseur redete so lange, bis Marietta in dem Detektivstück in einem Auto durch die Stadt fuhr, die kein Ende zu haben schien. Das Auto war unermüdlich: Bald hielt es vor dem Bahnhof, bald vor einer Villa, und bald vor einem düsteren, verwahrlosten Haus, über dessen Zweck auch dem unerfahrensten Zuschauer kein Zweifel auftauchen konnte, bald fuhr es um eine Kirche herum, und bald wurde es in rasendem Tempo von einem zweiten Auto verfolgt.

Es war diesmal hell und sonnig, aber es hatte tagszuvor geregnet, und Marietta wurde mit dicken Kleckfen besät, die Hauptsache war, daß das für den Tag gemietete Auto rasch fuhr und bald vor diesem und bald vor jenem Hause hielt, damit der Mann in dem karierten Radmantel mit Marietta aussteigen und verschwinden konnte . . . Wer diesen tollen Fahrten um Häuser, Gartenmauern, Kirchen und Kirchhöfe, durch den Stadtwald und hinten herum zugesehen hätte, hätte den tieferen Sinn dieses Dramas sicher nicht erfaßt, aber bei einem Film ist das auch nicht nötig, Hauptsache ist, daß der Regisseur ihn erfaßt, er allein macht das Stück. — Nur die Autoren bilden sich ein, sie schrieben Kinostücke. . . .

Bei der Aufnahme eines Film werden nämlich nicht die Szenen dem Gang der Handlung nach oder gar ihrem Sinn nach gestellt, sondern nach dem gemieteten Schauspieler, dem Auto und den gebauten Räumlichkeiten, und wenn man ein Auto gemietet hat, muß man es auch ausnutzen. Und so war es gekommen, daß in diesem Detektivstück, das in der Filmzeitung als zeitgemäß gelobt wurde, dasselbe Auto Nr. 12 Marietta fuhr, als sie ein Jahr alt war und ihrem Vater gestohlen wurde, und nach zwanzig Jahren, als sie ihm wiedergebracht wurde. Ein Fehler, den Kenner rügten, von dem aber der sorglose Regisseur behauptete, die Kinobesucher merkten ihn nicht, denn Kinobesucher werden meist unterschätzt.

Marietta fiel das indessen später beim Betrachten der Photographie gleich auf; ihre Mutter kaufte alle Bilder, in denen Marietta vorkam, dafür legte sie was an.

Ihre Karriere war Marietta also gewissermaßen auf den Leib geschrieben. Das Schicksal, das ihrer Mutter den Regisseur in ihr möbliertes Zimmer geweht hatte, hatte über Mariettas Zukunft entschieden. Mit fünf Jahren spielte sie, statt mit Puppen in der Kinderstube, in dem Filmatelier der Occident-Gesellschaft mit Zigarettenschachteln und ausgestopften Affen.

Alle Filmdivas kannten sie, die Schauspieler brachten ihr Bonbons mit, es war ein reizendes blondes Kind mit Hängelocken, die ihr die Mutter jeden Abend über ein Holz wickelte, mit dem sie dann etwas unbeaumen schlief. Dafür waren aber am Morgen die Locken um so länger . . . Während der Schulzeit schlief Marietta meist, sie blieb mehrmals sitzen, aber was kann man auch von einem Kind verlangen, das bis zehn Uhr abends in dem Filmatelier „gedreht" wurde in weißen Spitzenkleidchen, Samtschuhen und Schutenhütchen, die ihm entzückend standen. In dem Lärm des Ateliers machte sie ihre Schulaufgaben, hinter dem ägyptischen Dorf, auf einem Leopardenfell, denn das Aegyptische wurde selten gefilmt, nebenan spielte jemand Harmonium, in einer Ecke tanzte ein Mann im Turban indische Zaubertänze um eine lebendige Schlange. Das hätte sie sich zu gern einmal angesehen, aber einmal mußte der langweilige Aufsatz fertig werden; auf den Mann mit der Schlange hatten sie seit acht Uhr morgens gewartet, denn Warten war die Hauptsache beim Film.

Das war das erste, was Marietta lernte.

Als sie zwölf Jahre alt war, hatte sie einen Verehrer, den Sohn des Operateurs, der auch immer in Filmateliers herumstrich. Er schrieb ihr Briefe mit roter Tinte, die sie in der Orgel aus Pappe fand, und schenkte ihr Rahmbonbons. Sie kannte durch ihn die Lebensgeschichten sämtlicher Schauspieler und ihrer Damen, und dafür interessierte sich ihre Mutter ungeheuer. Diese hatte einen Kurs im Frisieren genommen, um Marietta zu den Filmtagen gut herauszubringen, die Kleider lieferte das Filmatelier oder die Theatergarderobe der Kammerspiele, deren Garderobiere die Intima der Salzmann war. Auf Mariettas Leib war bis zu ihrem vierzehnten Jahr nie etwas Neues gekommen, die Schulkleider wurden aus Zigeunerinnenröcken und die Taillen aus Bettvorleger gemacht, und so sah Marietta immer aus, als ob Fastnachtsdienstag sei. Marietta wack das ihrer Mutter später noch oft vor.

Als Marietta aus der Mittelschule entlassen wurde, war sie sechzehn Jahre, und sie konnte gleich in einem Lustspiel der Apo-Filmgesellschaft als Stubenmädchen auftreten. Die Occident-Gesellschaft existierte nicht mehr. Nach ihr war die Apo in das große Filmatelier eingezogen. Sie arbeitete mit kleinem Kapital und mußte immer, wenn ein Film fertig war, erst auf das Ergebnis seines Verkaufs warten, bis der neue gestellt werden konnte, und dann hatte alles immer so furchtbare Eile, daß in der Salzmannschen Wohnung fast das Telephon abriß.

Der Apo-Regisseur hatte das Zimmer des anderen bezogen. Die Apo brachte meist Stücke, die billig waren, Stücke ohne Aufbau, die in bürgerlichen Wohnungen spielten und in denen man immer dasselbe Sofa, dieselbe Kommode, dasselbe Kaffeeservice und denselben Luthertisch zu sehen bekam. Aber das merkten die Kinobesucher nicht, meinte der Apo-Regisseur. Die Regisseure sind sich in der Schätzung des Kinopublikums alle gleich. Aber manchmal täuschen sie sich. Die Apo lebte nur ein Jahr, dann zog sie mit Lärm und Glanz und einer großen Reklametrommel in die rheinische Marsgesellschaft ein. Sie hatte sichs zur Aufgabe gestellt, literarische Filme zu bringen mit Landschaft, denn die Landschaft wurde in den meisten Filmen vernachlässigt. Sie wollte den Rhein zeigen, sie reiste, wenn sie ein Schauspiel stellte, mit Operateur und der ganzen Truppe an den Rhein, um eine rheinische Ruine, einen Domplatz oder den Rhein aufzunehmen, und Marietta sah auf diese Weise einmal Köln.

Aber das hielt die Marsgesellschaft nur ein halbes Jahr aus, dann schwenkte sie um, sie ließ einen Regisseur aus Wien kommen, und von nun an spielte Marietta die Waschermadeln in wienerischen Burlesken. Diese Burlesken waren einen Winter lang Mode, Lustspiele verdienen nicht, Lustspiele wollen die Kinobesitzer immer zu dem Drama noch geschenkt haben, denn Lustspiele waren billig, sie kosteten höchstens Autos und zerdeppertes Porzellan. Ihren größten Erfolg hatte Marietta in einem Groteskfilm, den sie mit dem berühmten Fipo Burlemann gab.

Dieser war so elegant, daß die jungen Männer seine Filme hauptsächlich besuchten, um Fipos Westenschnitte zu sehen, und er war so schön, daß sich alle Damen in ihn verliebten, selbst ältere Damen mit langen Trauerschleiern. In diesem Groteskfilm hatten alle Möbel Tierformen, und das Schloß aus Pappe mußte erst in den Schnee gebaut werden, und Marietta fuhr auf Schneeschuhen mit Fipo Burlemann über Täler und Höhen. Der Mars hatte vier Millionen hineingesteckt, er hoffte, das Ausland würde den Film kaufen. Aber das Ausland blieb kühl. Er rollte nur in der Provinz herum, wo sich das Parkett krankschrie vor Lachen über Fipos und Mariettas Sprünge.

Die verhexte Stadt.

Eine heitere Spitzbubengeschichte von

Karl Ettlinger.

(16. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Kutscher halten Sie, und nehmen Sie den Hund auf den Bock!"

Dieses Gespräch wurde in englischer Sprache geführt, denn Adele versteht nur wenig Deutsch. Sie ist in Italien geboren, hat aber lange in Amerika gelebt.

— — — —

„Sie ist es!" fuhr Eduard Bohnkraut auf. „Alles stimmt: der Name Adele — Artistin — Italienerin — es ist Adele Cantelli! Na warte, du schlauheinziger Satan, du wirst bald dein letztes „Tararabumdich" gesungen haben! — Wenn nur Meier endlich käme! Ich kann mich kaum noch wach halten. Nicht 'mal das Rauchen hilft!"

Er begann das Tagebuch von rückwärts nach vorne zu blättern, zerstreut und schläfrig.

Flüchtig las er:

Gotha. Zwei Monate Gefängnis. Unter dem Namen Weiserburg.

Rom. Anderthalb Jahre und ausgewiesen. Schweinerei, die italienischen Gefängnisse! Da war's ja in Marseille noch besser.

— — — Und dazwischen immer wieder Lobhymnen auf Adele:

Adele macht ihre Sache unübertrefflich . . . Adele ist einfach ein Genie . . . Adele sagt: wenn sie einmal erwischt wird, muß ich die Führerschaft übernehmen. Sie findet es köstlich, mit welcher Frechheit ich die Polizei überall an der Nase herumführe. Aber das ist mein Privatsport. Die Polizei ist mitschuldig, daß ich damals unverdient wegen Depotunterschlagung ins Gefängnis kam, — ich räche mich, indem ich sie zum Besten habe, wo ich kann. Von zehn furchtsamen Gaunern werden neun abgefaßt, von zehn frechen vielleicht zwei. Also heißt die Parole: frech sein! . . . Adele meint, in Breckendorf sei etwas zu machen . . .

Der Name Breckendorf gab Bohnkrauts erschlafften Lebensgeistern für eine kurze Welle neue Spannung.

Breckendorf, 13. Juli. Ich wohne hier unter dem Namen Walter von Wartenstein, Schriftsteller. Adele will mit den anderen nachkommen. Ich glaube, sie hat einen Plan. Breckendorf ist der langweiligste Kurort, den ich kenne. Der Bürgermeister ist ein Esel. Nun, das soll auch schon anderswo der Fall gewesen sein. Ich werde einmal ein bißchen das Villenviertel inspizieren.

Breckendorf, 20. Juli. Ich habe eine Wirtshausbekanntschaft gemacht. Friedrich Quickborn, Hausmeister der Villa Sonnenstrahl. Die Villa ist nur von einem alten Sonderling, namens Bohnkraut, und der Hausmeisterfamilie bewohnt. Quickborn ist eine alte Klatschbase. Erzählt mir haarklein die ganzen Familienverhältnisse seines Herrn. Es ist da nur ein verkommener Sohn Eduard, der irgendwo in Amerika haust. Da müßte doch ein Ding zu drehen sein? Ich will Adelens Meinung hören.

— — Vor Bohnkrauts Augen begannen die Buchstaben zu schwimmen. Nur mühsam las er weiter:

Breckendorf, 4. August. Adele sagt, man muß warten können. Nächstes Jahr sei auch ein Jahr. Sie hat sicher etwas Großes vor, aber sie sagt nicht, was. Ich soll unter dem Namen Rechtsanwalt Meier III ein Techtelmechtel mit einem Dienstmädchen anspinnen, deren Adresse ich für meine Korrespondenz benützen könnte. Möglichst ein Mädchen bei einer Juristenfamilie, damit es der Post nicht so auffällt. „Die wird dann schon täglich den Briefträger abfangen und deine Briefe beiseite schaffen", meint Adele. „Ein verliebtes Weib ist zu jeder Dummheit bereit."

Breckendorf, 19. August. Meine Wahl fiel auf Auguste Weber, Köchin bei Amtsrichter Bergmann, Kolonnade 34, II. Schön ist sie nicht, — der Gerechte muß viel leiden.

— — — Im Halbschlaf drehte Eduard einige Blätter um:

Breckendorf, 2. Juli. Alles nach Wunsch gegangen. Adele ist der Napolion des Verbrecheralbums. Es ist da ein Bild, das habe ich mir als persönliche Beute ausgebeten. Adele wollte es anfangs nicht zugeben, aber mir kann sie nichts abschlagen. Ich weiß nicht, was ich an dem Bilde für einen Narren gefressen habe. Aber wenn ich dieses Frauenporträt ansehe, so ist mir, als seien mir alle meine Sünden vergeben. Ich glaube, vor diesem Bilde könnte ich das Beten wieder lernen. Nervenschwäche von mir? . . . Ich will dieses Bild als Talisman bei mir behalten, bis ich persönlich Gelegenheit finde, es dem Sohne . . . .

— — — —

Nachdem Assessor Funke dreimal vergeblich geläutet hatte, befahl er: „Winkel, schlagen Sie die Tür ein!"

Die fünf Beamten, die Funke mitgebracht hatte, verteilten sich auftragsgemäß. Zwei blieben an der Flurtür stehen, die anderen folgten ihrem Vorgesetzten von Zimmer zu Zimmer.

Die Küche war leer.

Auch das Schlafzimmer.

Aber im Wohnzimmer fanden sie Eduard Bohnkraut laut schnarchend auf dem Boden vor dem Schreibtisch. Er war im Schlafe vom Stuhle gerutscht.

„Wachen Sie auf!" schrie Funke und rüttelte ihn heftig an der Schulter.

„Uah!" sagte Eduard, zwinkerte mit den Augen und schnarchte weiter.

„Dieser Unglücksrabe hat sicher wieder einen unheilbaren Blödsinn angerichtet!" tobte Funke.

Auf dem Schreibtische aber lag der Brief, den „Fräulein Dora" im Nebenzimmer geschrieben hatte. Er lautete:

Lieber Herr Bohnkraut!

Es freut mich aufrichtig, Ihnen das Bild Ihrer Mutter zurückgeben zu können. Denn Sie sind mir sympathisch. Ich werde Ihnen demnächst noch ein anderes Geschenk zukommen lassen, von dem ich mich nicht minder schwer trenne. Für heute noch fünf gute Ratschläge:

Erstens. Halten Sie niemals einen Mann nur deshalb, weil er sich seinen blonden Schnurrbart rasieren läßt, eine Perücke aufstülpt und Acke anzieht, für ein Dienstmädchen.

Zweitens. Wenn Sie ihn aber schon für ein Dienstmädchen halten, dann küssen Sie es nicht ohne weiteres. Das schickt sich in Ihrem Alter gar nicht.

Drittens. Wenn Sie es aber schon küssen, dann lassen Sie sich dabei nicht Ihren Tabaksbeutel stehlen.

Viertens. Wenn Sie sich aber schon den Tabaksbeutel stehlen lassen, dann rauchen Sie nicht das Kraut, das Sie in einer fremden Wohnung finden. Es könnte Opium darin sein.

Fünftens. Wenn Sie es aber schon rauchen, dann telephonieren Sie vorher der Polizei ab, damit Sie sich nicht unnütz blamieren.

Mein Tagebuch habe ich mitgenommen: es ist keine passende Lektüre für Assessor Funke. Er ist noch viel zu jung dazu.

Ich benutze die Gelegenheit, mich von Ihnen zu verabschieden, da ich in den nächsten Tagen abreise. Behalten Sie Ihren Humor, Ihre Gutmütigkeit und Ihr dickes Bäuchlein, dann wird es Ihnen nie im Leben so schlecht gehen, wie es zeitweilig ging

Ihrem Meier III.

VII.

Die Heiligen des Himmels schienen sich gegen Breckendorf verschworen zu haben. Nur ein Heiliger, der schon einmal im Verleugnen sein Meisterstück geliefert hatte, verleugnete die allgemeine Parole und meinte es gut mit Breckendorf: Sankt Petrus schickte zum großen Festfest den herrlichsten Sonnenschein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220119026/fragment/page=0001

Es war der letzte Film der Marsgesellschaft, damit hauchte sie ihren Odem aus.

Aber für Marietta hatte auch dies sein Gutes; durch Fipo Burlemann war sie in den Rang der Stars erhoben, und der Regisseur der India-Filmgesellschaft schloß einen Vertrag mit ihr, daß sie künftig nur in seinen Stücken auftrat. Darauf zog Marietta mit ihrer Mutter in das Grand-Hotel und spielte fortan Gräfinnen und Baronessen. Die Mama hatte ihre Plätterei aufgegeben und bediente die Tochter, brachte ihr morgens die Schokolade ans Bett, massierte und frisierte sie und empfing die Reporter, wenn Marietta dazu keine Lust zeigte, in abgelegten Samtschlafröcken aus der Garderobe ihrer Tochter. Mama Salzmann war schon so filmfirm geworden, daß sie Filmregisseure, die ihr mit „Märchen kamen" oder literarischen Filmen, gar nicht erst zum Sitzen einlud. Diese Narren bildeten sich ein, daß Marietta sich herablassen würde, in Märchen aufzutreten, die in deutschen Wäldern spielen sollten, auf Ruinen am Rhein oder an der Mosel. Wenn sie das Wort Landschaft hörte, wurde Frau Salzmann übel, denn damit war selbst der reiche Mars verkracht. Wozu brauchte Marietta Landschaft? —

Wenn Marietta, die blonde Süße, spielte, das Ideal eines jeden deutschen Matrosen und Bäckergesellen, die heimliche Liebe jedes Spezereiwarenhändlers bis heraus zum Regierungsrat, der sie sich auf der Dienstreise auch mal dann ansah, wenn Marietta spielte, mußten die Lastwagen in der Königstraße einen anderen Weg fahren, und die Straßenbahnführer bekamen Prozesse mit wilderregten alten Herren, die behaupteten, man habe sie böswillig überfahren.

Wenn Marietta auftrat, hatte jedes Kino seine Woche geflickt, und die Portiers bekamen an diesen Abenden einen stärkenden Schnaps, damit sie den körperlichen Anstrengungen gewachsen waren. Sie und Fipo Burlemann tetteten jedes Stück, ob es gut oder miserabel war; die Kinobesucher gingen doch nicht wegen eines Stückes hin, wenn Marietta auftrat . . . Und diese eingebildeten Autoren, die ihrer Marietta Manuskripte ins Haus schickten oder gar dicke Bücher, die sie lesen sollte, ob ihr die Rolle gefiele, eingeschrieben, eigenhändigst abzugeben. Ja, geben Sie das Ding nur her, was brauchte sich Marietta die Augen mit Manuskriptlesen zu verderben. Sie las niemals eine Rolle; am Aufführungstag in der Garderobe, wenn ihr die Nägel manikürt wurden, las der Regisseur sie ihr vor. Aber dann schmiß sie auch ihre Rolle, und wenn sie nicht in Laune war, zitterte das ganze India-Filmatelier, vom Laufjungen bis zum dicken Besitzer. Der India-Film beschäftigte einen verkrachten Dichter, der nichts tat, als Stücke schreiben, die eine Bombenrolle für Marietta enthielten. Woher er die Stücke nahm, war gleich. Da er sie unmöglich alle erfinden konnte, entnahm er sie den eingesandten Manuskripten der Autoren und schnitt daraus Rollen zurecht für Marietta. Er hielt sich gar nicht damit auf, die Autoren um ihre Erlaubnis zu ersuchen, er saß Tag für Tag in seiner Mansarde und klebte und schnitt Rollen. Dafür bekam er monatlich dreihundert Mark. Mehr gab die India-Gesellschaft nicht für Manuskripte aus. Und oft warf ihm Marietta, wenn ihr die Rolle nicht gefiel, diese Stücke noch an den Kopf.

Dann trat Marietta ihre große Auslandsreise an, sie wurde überall gefeiert, aber es zog sie zurück in die heimatlichen Gefilde, in diejenige Stadt, in der sie einst als Wickelkind an Gartenzäunen vorübergetragen wurde; dort hat sie endlich den Bankier Schlumbig geheiratet, der sie seit ihrem siebzehnten Jahre mit Anträgen verfolgte. Er hatte sie früher nicht heiraten wollen, aber Marietta wollte geheiratet sein. Und wenn sie jetzt, nach einer erschöpfenden Probe, in ihrer kirschroten Limousine durch die blankgeregneten Straßen fährt, ihr gegenüber die Mama mit dem Schmuckkasten auf dem Schoß, sagt sie lächelnd, in die Kissen zurückgelehnt: „Weeßte noch, Mamma, damals, als wie anfingen, . . . in die alte Babbelallee in den Steckkissen . . . es ist doch zu eechenartch, das Läb'n . . ." Marietta spricht im Negligee immer noch heimischen Dialekt. Und die Mutter erwidert, vornehm gähnend: „Ach, jeh doch mit die alten Jeschichten . . . das is ja schon so lang' hir, sag' lieber Baute, daß er nich so mit dem Auto rast, das kann ich emahl nich vertrachen . . ."

Kram und Ginnesp.

Eine ironische und dennoch ernste Angelegenheit

von

Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

Es fährt sich so gemütlich
Auf der Eisenbahn;
Der eine Zug der geht nich,
Der andre kommt nich an.
Und alle fünf Minuten
Wird wiedermal gestreikt —
Möcht Einer sich mal spucken,
Dem wird etwas gegeigt . . .

Eine kleine Parodie auf einen alten Kinderreim; sie formte sich in meinem Denkapparat, als ich darüber nachsann, wann die jetzt erhöhten Fahrpreise wohl wieder erhöht werden. Ich lege ein, daß die Zahlen die heute das Zwanzigfache des Friedenspreises darstellen noch lange nicht hoch genug sind. Welche Veranlassung haben wir, den in Deutschland reisenden Ausländerspäten, die für unsere Papiermark nur zwei Pfennig bezahlt haben, Fahrkarten so billig abzugeben? Die Herren Ausländer sollen gefälligst den fünfzigfachen Friedenspreis entrichten! Daß wir selbst ihn dann auch dann bezahlen müssen, ist eine kleine Unbequemlichkeit, die nicht geachtet werden darf.

Wir müssen uns nur abgewöhnen, für jenes kläglich Wertobjekt das sich heute hinter der Silbe „Mark" verbirgt, fernerhin solchen Ehrentitel anzuwenden. Werden wir es erleben, daß die „Mark" wirklich einmal wieder eine Mark wert ist. Nein. Also soll sie auch nicht mehr Mark heißen, wir wollen dieses Wort durch ein anderes ersetzen.

Aber wie soll sie heißen, die Ex-Mark?

„Ex-Mark" — vielleicht schon ein ganz brauchbarer Name? Aber ich lehne ihn ab, weil er an die alte Bezeichnung erinnert; das soll er nicht.

„Neu-Groschen" — das ginge schon eher. Aber es tut unserem asthmatischen Zahlungsartikel zuviel Ehre an. Für einen Neugroschen konnte man einstmals ein Viertelpfund Wurst kaufen. Nicht vom allerschwächsten Droschkengaul kriegen Sie heute ein achtel Kilo für Ihre anämische Papiermark.

„Franc" —? auch nicht übel. Die Franzosen möchten sich nicht schlecht ärgern, wenn wir unser altersschwaches Papiergeld auf den Namen ihrer Vollblut-Valuta taufen würden; sie haben uns verboten, zu unserem Weinbrand „Cognac" zu sagen, rächen wir uns und sagen zu unserem schmutzigen Zetteln „Franc". „Rächen? Ach nein! Rache ist das Gefühl, das wir uns vernünftigerweise durchaus versagen sollen. Friede und Freundschaft — sei die Devise. Die einzige Devise, die heute gehandelt werden sollte. Es ist also nichts mit „Franc", wir müssen uns auf einen anderen Namen besinnen.

Halt! Da hab' ich's! „Kram" müssen wir sagen! Sind denn unsere Zettelchen mehr als ein Kram? . . . Wie ich auf das Wort gekommen bin? Ich habe die Mark einfach umgedreht, habe sie von hinten gelesen, und aus MARK wird KRAM; nun drehen wir auch den „Pfennig" um. Früher hat man ihn dreimal umgedreht, bevor man ihn ausgab. Drehen wir ihn jetzt einmal um, und wir haben das schöne, klangvolle Wort „Ginnesp".

Kram und Ginnesp — das sind die richtigen Namen für die neue Währung, deren unser armes Vaterland zu seiner Genesung bedarf! Ich werde sie mir amtlich schützen lassen, dann verkaufe ich mein Patent aus Reichsfinanzministerium, von dem ich so viel Geld dafür verlange, daß ich davon zeitlebens meine Reisen bestreiten kann, auch wenn die Billetts fünfzigmal so viele Ginnesps kosten als anno 1913.

Indessen weiß ich sehr wohl, daß das nicht der einzige kluge Gedanke ist, welcher auf dergleichen Gebieten aufzuckt. Einen weit klügeren äußerte kürzlich der zölfjährige Sohn eines mir befreundeten Hauses. Dort wurde der Plan einer Sommerreise besprochen und alles seufzte über die zahlreichen Kostenpunkte. „Vater", sagte der hoffnungsvolle Quartaner, „weißt du was? Du kaufst einfach die Fahrkarten für uns alle gleich morgen! Bis zum Juli kosten sie das Doppelte, dann hast du die Hälfte gespart."

Bunte Zeitung.

Der Gründer einer „Schneckenmastanstalt". Von einem kuriosen Einfall, Leute zu betrügen, hörte man durch die Verhaftung des angeblichen Ingenieurs Pietro Onegila, der kürzlich in Salzburg festgenommen wurde. Er hatte nämlich in verschiedenen österreichischen Städten zahlreichen Personen dadurch Geld herausgelockt, daß er vorgab, eine Schneckenmastanstalt ins Leben zu rufen, und jene Personen, die ihm Geldmittel zur Verfügung stellten, an den Gewinn beteiligen zu lassen. Er schilderte die geschäftlichen Aussichten dieser Schneckenmastanstalt als ganz außerordentliche und erzählte, gemästete Schnecken seien in Paris ein beliebter Leckerbissen und er werde die aus einer Mastanstalt hervorgegangenen Zucht- und Mastschnecken daher nach Paris ausführen. Und er fand Glauben und Geld.

Literatur.

Die Pfeifer von Altensande. Roman von Dettmar Heinrich Sarnetzki. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Ueberm Bauerngeschlecht der Pfeifer von Altensande lastet ein seltsames Gesicht: Stets treibt es den Zweitgeborenen hinaus in die Welt, die ihn zerbricht, dieweilen der Aelteste auf dem Hofe bleibt und Ansehen und Reichtum mehrt. Sarnetzki schildert das Schicksal des letzten Pfeifers, der hinaus in die Welt geht, der nach Irrungen und Wirrungen, nach Mühen und Sorgen doch die Welt zu bezwingen scheint: Zum großen Handelsherren schwingt er sich empor und — zerbricht doch an einem Werke, das in zügelloser Genußsucht sein Unternehmen vernichtet und ihn verläßt, als sein Lebenswerk zusammenbricht. Da kehrt er mit seinem Jungen in die stille Heide zurück — der erste Pfeifer, den das Leben wiedergibt. Der Roman ist ein Buch, das man nur mit größter innerer Anteilnahme lesen kann. Die Charaktere sind scharf gesehen und glänzend gezeichnet, der Stil ist blankgeschliffen, und die wuchtigen, oft plastische Größe erreichenden Bilder sind voll dichterischer Schönheit. Es ist die Verherrlichung der Scholle und der Menschen auf ihr, die Sarnezki in immer neuen Farben preist. Im Gegensatz zu ihr die Stadt mit ihrem lärmenden Getriebe, ihrer Hast ohne Höhen und Tiefen, ihrer Jagd nach dem Gelde, das tausendköpfige Ungeziefer, das die Menschen aussaugt und vernichtet. Und damit rührt das Buch an das Innerste in uns, die wir heute hinaussehnen aus der Enge der Mauern, um innerlich frei zu werden wie die letzten Pfeifer von Altensande.

Von Homer bis Sokrates. Von Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Th. Birt. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Ein Buch über die Griechen. Jenes Volk, dem die Kultur des Abendlandes, auch unsere Kultur mehr zu danken hat als irgendeinem anderen. In uns Deutschen ist ja das Heimweh nach den Hellenen noch immer nicht gestorben und die Flamme läßt sich nicht todtreten, die die Zeit Winkelmanns entzündete. Dies Werk gleicht nicht den Römerbüchern; das Griechentum hat keine Scipionen und Cäsaren. Aber es bietet weit mehr, das Schicksal eines Volkes, genau wie in Einzelgruppen zersplittert, nach Einheit ringend um sich im Kampfe der Völker zu bewahren. Aber da ist noch mehr, was uns fesselt. Denn diese Griechen waren Menschen, denen nichts Menschliches fremd war; sie gaben sich als solche in Literatur und Kunst, waren naiv und klug zugleich. Ein Arbeitervolk, in dem Individualismus sich ausprägte und der angeborene Schönheitssinn die köstlichsten Blüten trieb. Das zieht im bunten Wechsel am Leser vorüber, die Welt Homers, die ersten staatlichen und geistigen Regungen, die heroische Epoche der Perserkriege, die Zeit Perikles mit ihren unsterblichen Dichtern, Denkern und Künstlern, bis im peloponnesischen Kriege der Stern Hellas erbleicht und in Alexanders Weltreich das Griechentum seine Weltmission erfüllt. All das ist mit Birts ganzer Kunst und Anschaulichkeit der Darstellung überschäumend und geistvoll geschildert. Eine selten köstliche Gabe.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1634.

Auf dem Flugplatz, der eine Stunde östlich vor der Stadt lag, herrschte ein lebensgefährliches Gedränge.

Das „Bredendorfer Tageblatt" hatte an Reklameartikeln veröffentlicht, was nur aus der Feder ging, es hatte den Abschnitt Flugtechnik aus dem Konversations-Lexikon mit sachmännischem Geschick umgearbeitet, es hatte einen rührenden Aufsatz über die hungernden Indier, zu deren Besten das Fest veranstaltet wurde, gebracht, es hatte Herrn Leutnant von Hertler, unseren „berühmten einheimischen Flugmeister" interviewt und ihm begeisterte Worte über Bredendorf in den Mund gelegt, die er nie gesagt hatte.

Die reichsten Leute der Stadt hatten mit süßsauer Miene wertvolle Preise gestiftet, so der Bankdirektor Sturm einen schweren silbernen Becher, Kommerzienrat Billencotzky eine Punschbowle, und die Stadt selber das vergoldete Modell eines unmöglichen Zweideckers, das der Gewinner je nach seinem persönlichen Geschmack als Zimmerschmuck verwenden, als Aschenbecher benützen oder zum Fenster hinauswerfen konnte.

Der Maharadscha besann sich erst spät auf seine moralische Verpflichtung; er hatte in letzter Minute, am Vorabend des Festtages, zwei Bronzeleuchter als Ehrengabe geschickt.

Die Gattin des Majors Klingenberg hatte ein Festgedicht geschmiedet, das bei Staius anfing und sehr lange Zeit nicht aufhörte. Da sich keine Gelegenheit finden ließ, es öffentlich deklamieren zu lassen, wurde es auf die Rückseite der Programme gedruckt, wo es nicht weiter störte.

An den Litfaßsäulen, an jeder Bretterwand, in jeder Friseurstube, in jedem Wirtshaus und Hotelvestibül hingen riesige Plakate, entworfen von Gustav August Käsemacher, der für seine Arbeit eine lobende Kritik und keine Bezahlung erhalten hatte. Denn es handelte sich ja um einen guten Zweck. Und die Gutherzigkeit der Künstler zu Vergnügungen unter der Maske der Wohltätigkeit auszunützen, galt von jeher als guter Zweck.

Die Reklame hat ihre Schuldigkeit getan, der Festplatz war überfüllt. Was sich zur guten Gesellschaft zählte — und dazu zählen sich unberechtigterweise die meisten Europäer — war erschienen.

Auch das Pensionat der Frau Friedrichsen, geborene Müller, zählte sich dazu. Dennoch glänzte es durch Abwesenheit. Die Pensionsmutter hatte am Abend zuvor eine schreckliche Entdeckung gemacht, eine Entdeckung, die ihr die Moral ihrer Zöglings, sowie die gesamte zeitgenössische Moral in trübstem Lichte erscheinen ließ: sie hatten unter mehreren Kopfkissen Ansichtspostkarten mit dem Bildnis des kurtheatralischen Heldentenors gefunden. Unter einer stand sogar mit Bleistift „Süßer Otto!"

Das Verbrechen war zu himmelschreiend, um durch eine Strafarbeit gesühnt werden zu können, und so hatte Frau Friedrichsen dem Pensionat zur Sühne die Teilnahme am Flugfest verboten.

Um die Wahrheit zu sagen: die jungen Damen versäumten durch diesen Hausarrest nicht allzu viel. Sturzflüge und Schleifenfahrten sind eine Viertelstunde lang ein recht interessanter Anblick für den Laien, dann fangen sie an langweilig zu werden. Der Zuschauer steht nicht ein, warum er sich durch weiteres Indieluftgucken die Genickstarre holen soll, und wendet sich anderen Dingen zu, z. B. der Speisekarte des Hauptrestaurants.

Ueberdies war die Beteiligung von seiten der Flieger unerwartet schwach; nur sechs Piloten hatten sich gemeldet, so daß gerade drei Preise zu viel da waren.

Im Musikpavillon vor der Tribüne spielte die Kurkapelle allerlei Ouvertüren zu verschollenen Opern, Potpourris und Polkas. Schon hatte sie die indische Nationalhymne gespielt, um mit ihr sogleich bei seinem Erscheinen den Maharadscha zu durchbohren.

Aber der Maharadscha hatte es nicht eilig, in die reservierte Ehrenloge der Tribüne zu kommen. Begleitet von zwei Dienern, von denen der eine einen Sonnenschirm über ihn hielt, umwedelt von den Honoratioren, schritt er gravitätisch zwischen den Flugzeugen umher, die am Nordende des Flugplatzes vor dem Schuppen standen. Für die profanen Besucher war dieses Revier streng abgesperrt.

Die sechs Flieger wurden ihm vorgestellt, die Hoheit nickte herablassend mit dem Kopf und dachte sich irgend etwas Indisches.

Plötzlich sprach sie zu dem Fliegerleutnant von Hertler: „Ich werde mit Ihrem Apparat fliegen."

Hertler warf dem Kurdirektor einen fragenden Blick zu. „Seine Hoheit, der Maharadscha geruhen huldvollst, den Pips zu haben!" hieß dieser Blick.

Der Kurdirektor aber war offenbar anderer Ansicht, denn er deutete: „Eure Hoheit entzücken uns durch derb huldvolliges Interesse, aber Hoheit werden verstehen, daß wir Hoheit unmöglich der Gefahr von Sturzflügen . . . . in Anbetracht des wertvollen Lebens Eurer Hoheit . . . das ganze Volk . . . ."

Der Maharadscha runzelte die Stirne. Er war nicht gewohnt, daß man ihm widersprach. Schroff drehte er sich um und befahl seinen Dienern: „Nach Hause!"

Der Bürgermeister fiel beinahe in Ohnmacht, der Kurdirektor hoffte, da sich der Erdboden öffnen werde, um ihn zu verschlingen, der Polizeipräsident wurde leichenblaß, und nur der Stadtkommandant murmelte in sich hinein: „Zoßt das indische Vieh doch fliegen! Meinetwegen bricht er sich den Hals! Was liegt mir dran!"

„Hoheit", stammelte der Bürgermeister, „Hoheit geruhen uns mißzuverstehen . . . . . selbstverständlich stehen Hoheit sämtliche Flugzeuge zur Verfügung . . . wir schätzen es uns zur ganz besonderen Ehre . . ."

Der Maharadscha wandte sich wieder um.

„Unter keinen Umständen nehme ich ihn mit!" erklärte Hertler kurz und bündig. „Er kommt mir nicht in meinen Apparat!"

„Sie müssen englisch reden, er versteht kein Deutsch!" flüsterte ihm der Kurdirektor zu.

„Ach was, ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist! Und vor allem soll das braune Vieh mal keine Zigarette auslöschen. Hier steht Benzin herum!"

Der Kurdirektor übersetzte dem Maharadscha die Worte des Fliegers.

„Ich fliege nachher in diesem Apparat!" sagte der Maharadscha. „Ich bin in Indien schon öfters geflogen. Es gefällt mir."

Mit dieser Erklärung, die keinen Widerspruch duldete, verließ er den abgesperrten Raum und schlug quer über den Flugplatz, den Weg nach der Tribüne ein.

Dort erwartete ihn ein Ehrenkomitee mit Bankdirektor Sturm an der Spitze.

Sturm war sehr gut gelaunt. Sonnte er sich doch in dem Gefühl, einer großen Gefahr entgangen zu sein. „Das hätte einen schönen Skandal gegeben, wenn ich mit der Cantelli ein Verhältnis angefangen hätte! Jetzt, wo man die Person verhaftet hat!"

Assessor Funke hatte unmittelbar, nachdem er den Bericht des wiedererwachenden Bohnkrauts vernommen hatte, Adele Cantelli festnehmen lassen. Sie gebärdete sich wie wahnwahnsinnig, fiel in Weinkrämpfe beschimpfte die Polizei maßlos und behauptete natürlich, vollkommen unschuldig zu sein.

Nun, das behaupten ja neunundneunzig Prozent aller Verhafteten. Ein Mann wie Assessor Funke ließ sich durch so was nicht irre machen.

„Kennen Sie diese Handschrift?" hatte Funke beim ersten Verhör gefragt, indem er ihr einen der ominösen Briefe mit dem charakteristischen großen i vor Augen hielt.

„Nein, ich weiß überhaupt nicht, was Sie eigentlich —"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19220119026/fragment/page=0002